

Douglas K. Huneke
In Deutschland unerwünscht
Hermann Gräbe

zu **KLAMPEN!**



Douglas K. Huneke
In Deutschland unerwünscht
Hermann Gräbe
Biographie eines Judenretters

Aus dem Amerikanischen von
Adrian Seifert



Titel der amerikanischen Originalausgabe:

The Moses of Rovno. The Stirring Story of Fritz Graebe, a German Christian Who Risked
His Life to Lead Hundreds of Jews to Safety During the Holocaust
© 1985 Douglas K. Huneke und Frederick Gräbe

Der Verlag dankt Katharina und Dietrich Schubert für die freundliche Genehmigung, den
Titel *In Deutschland unerwünscht* zu nutzen.

Die Karte von Rowno und Umgebung für die Reproduktion auf den letzten Seiten stellte
freundlicherweise die Nordost-Bibliothek, Lüneburg, zur Verfügung.

ISBN 978-3-86674-532-2

2. Auflage 2016

© 2002 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

Druck: Bookfactory Buchproduktion GmbH · Bad Münster
Umschlagentwurf: Groothius, Lohfert, Consorten · Hamburg
© für die Abbildungen im Bildteil Frederick Gräbe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
⌈<http://dnb.dnb.de>⌋ abrufbar.

*Ich widme dieses Buch meiner Familie,
Jane, Karen und Jason*

Kein Akt der Güte,
ganz gleich wie klein,
ist jemals vergeudet.
Äsop

Es geht alles vorüber,
Es geht alles vorbei,
Nach jedem Dezember
Folgt wieder ein Mai.

*Refrain eines Schlagers,
der bei den Deutschen
im Krieg beliebt war*

Inhalt

Danksagung	8
Einleitung	9
I. Kampf gegen die Juden	17
II. Terror auf den Straßen	21
III. Das Gefängnis in Essen	31
IV. Von Kronenburg nach Sdolbunow	41
V. Der Moses von Rowno: 13. Juli 1942	69
VI. Dubno, als die Erde bebte: 5. Oktober 1942	85
VII. Das Sterben in der Ukraine: Sdolbunow ist ›judenrein‹	101
VIII. Momentaufnahmen	117
IX. Doppelte Verschwörung: Gesundheit und Feinde	125
X. Das Ende eines Geschichtsabschnitts	155
<i>Bildteil</i>	189
XI. Zeugnis ablegen über das Unaussprechliche	197
XII. Journalistischer Angriff aus Deutschland 1965	223
XIII. Nachkriegsporträts	229
<i>Epilog: Die Lehren aus Fritz Gräbes Leben oder die Ursprünge eines pflichtbewußten Menschen</i>	235
<i>Nachweise und Anmerkungen</i>	249

Anhang I

Das Nürnberger Protokoll I und II	251
-----------------------------------	-----

Anhang II

<i>Der Spiegel</i> und Hermann Gräbe – ein Briefwechsel	259
---	-----

Anhang III

Affären · NS-Prozesse – Bewegtes Leben	
<i>Der Spiegel</i> , 29.12.1965	269

Nachwort I

Horst Sassin · Ablehnung, Reserve, Stolz:	
Die Wahrnehmung Fritz Gräbes in seiner Heimatstadt	
Solingen 1945-2002	277

Nachwort II

Wolfgang Heuer · Der unerwünschte Retter –	
Hermann Gräbes Schicksal in Deutschland nach 1945	305

Danksagung

Der Beginn meiner wissenschaftlichen Arbeit, die zu einem Treffen zwischen dem Autor und Hermann (Fritz) Gräbe führte, wurde durch ein Faculty Summer Research Grant des Oregon Committee for the Humanities ermöglicht. Meine Untersuchung wurde auch durch ein Stipendium der Memorial Foundation for Jewish Culture unterstützt. Ich bin überaus dankbar für diese beiden Stipendien, die ich in einer Zeit bekam, als die Handlungen und Beweggründe der Retter in der Nazi-Zeit noch kein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung waren.

Einleitung

Ich wollte es wissen. Nach annähernd zehn Jahren des Forschens, Studierens, quälenden Nachdenkens und Lehrens wollte ich wissen, ob die Nazi-Mörder das letzte Wort behalten sollten. Ich wollte wissen, ob es während des Holocaust wirklich nur drei verschiedene Verhaltensmuster gab: Mörder, Opfer, Zuschauer. Die Mörder und ihr unkomplizierter, eindimensionaler Auftrag waren für mich dabei uninteressant. Ihre Aggressivität und ihr gedankenloser Gehorsam gegenüber der Staatsgewalt gehören in das Blickfeld einer anderen Wissenschaft vom menschlichen Verhalten. Den Opfern kam für mich eine tiefgreifende Bedeutung zu. Aber es war mir immer klar, daß ich ihren Zeugenaussagen und Lebensgeschichten lediglich zuhören, sie verinnerlichen und mich von ihnen bewegen lassen konnte.

Die dritte Gruppe beschäftigte mich am meisten – die Massen, die ruhig, unberührt, gleichgültig blieben. Wenn sie gehandelt hätten, wäre der Tribut, den die Todeslager forderten, sicherlich geringer ausgefallen. Ich wollte wissen, weshalb sie inaktiv blieben, ihre Augen von Verhaftungen, Folterungen und Erniedrigungen abwandten. Warum blieben ihre Herzen verschlossen, ihre Leiber erstarrt? Die Zuschauer führten ein ebenso einfältiges und eindimensionales Leben wie die Mörder. Die Mörder brachten um, und die Zuschauer taten so, als ob sie nichts wahrnahmen, nichts wüßten, nichts verstünden.

Als ich 1976 aus religiösen wie auch wissenschaftlichen Gründen eine Reise zu den früheren Vernichtungs- und Konzentrationslagern in Polen und der DDR sowie zum israelischen Holocaust-Archiv Yad Vashem in Jerusalem unternahm, wurde mir klar, welche Bedeutung ein viertes Verhaltensmuster während der Schreckenszeit hatte. Ich wollte während meiner Odyssee eigentlich nicht nach weiteren Verhaltensmustern suchen, sondern eher eine persönliche, christliche Antwort auf den Holocaust im Sinne seiner Opfer finden.

Das vierte Verhaltensmuster bekam ich zum ersten Mal von dem Taxifahrer vor Augen geführt, der mich aus der Krakauer Innenstadt zum einstigen Vernichtungslager Auschwitz beförderte. Während der Fahrt erkundigte er sich nach dem Zweck meines Besuches und entschloß sich daraufhin fürsorglich, mich bei meinem Besuch in diesem schrecklichsten der Lager zu begleiten. »Niemand sollte diesen Ort allein betreten,« sagte er zu mir. Gemeinsam sahen wir uns eine Filmsequenz an über die Befreiung des Lagers durch sowjetische und alliierte Streitkräfte sowie über gefangengesetzte Nazischerger, die das Lager einst betrieben hatten. Nach der Filmvorführung war der Taxifahrer so aufgewühlt, daß er mich mich für den Rest meines Aufenthaltes alleinließ. Als wir uns Stunden später wiedertrafen, entschuldigte er sich für seinen emotionalen Ausbruch und versuchte, mir sein Verhalten verständlich zu machen. Wie es sich zutrug, hatte seine Schwester, eine fromme Katholikin, während des Krieges als Krankenschwester beim polnischen Roten Kreuz Dienst getan. In dieser Zeit ging sie regelmäßig ins jüdische Ghetto von Krakau, obwohl sie nur über wenig medizinische Ausrüstung und meist über keinerlei Arzneimittel verfügte.

Die schreckliche Lage der Kinder brachte sie dazu, nach einem Weg zu suchen, wie die Kinder aus dem Ghetto herausgeschafft werden konnten, um sie dann in Wohnungen von Freunden in den Außenbezirken Krakaus unterzubringen. Ihre Rettungstaten erfolgten nach einem genau festgelegten Muster. Sie versteckte ein Kind zwischen ihren Beinen unter den ausladenden Röcken. Sobald sie die nötige Gangart beherrschte, konnte sie das Kind durch das Ghetto schleusen, die Wachposten passieren und es anschließend dem Schutz einer Adoptivfamilie anvertrauen. Sechs- oder siebenmal hatte sie es so schon geschafft, als sie versuchte, ein Kind mit Tuberkulose fortzuschaffen. Das Kind mußte jedoch genau im falschen Augenblick husten – unterdrückt zwar, aber doch hörbar. Ein Wachposten wurde auf das Geräusch aufmerksam und packte die Frau. Er stieß sie zu Boden und zerrte das Kind gemeinsam mit anderen Wachleuten, die aus der Dunkelheit herbeigeeilt kamen, hervor und erschloß es direkt vor ihren Augen. Dann wandten sie sich der Krankenschwester zu und exekutierten sie auf der Stelle.

Obgleich ich dem Hauptzweck meiner Reise treu blieb, entwickelte sich diese bewegende Geschichte für mich immer mehr zu einem Gegenpol gegen die Unmenschlichkeit des Holocaust und wurde zum Ursprung meines Interesses für diejenigen, die unerschrocken ein

viertes Verhaltensmuster an den Tag legten: die Retter. Seit mehreren Jahren hatte ich unterschiedliche, meist unvollständige Berichte über die Retter gelesen, aber es genügte mir einfach nicht, nur die Geschichten zu kennen. Ich wollte verstehen, was die Retter antrieb, derartige Gefahren zugunsten völlig Fremder auf sich zu nehmen. 1979 und 1981 erhielt ich Stipendien des *Oregon Committee for the Humanities* und der *Memorial Foundation for Jewish Culture*, die es mir ermöglichten, mit der systematischen Forschung über die moralische und seelische Entwicklung der Retter zu beginnen. Ich reiste nach Jerusalem, und mit Unterstützung sowie in Zusammenarbeit mit dem *Department of the Righteous* in Yad Vashem war es mir möglich, Fallstudien zu analysieren und sowohl einige der Retter, die sich zur selben Zeit für Ehrungen in Jerusalem befanden, als auch viele der Geretteten zu befragen. In die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, fuhr ich damit fort, Schilderungen der Geschehnisse zu sammeln, und interviewte Männer und Frauen, die das Drama menschlichen Mitleidens durchlebt hatten. Bei meinem Abschied von Yad Vashem aber hatte mir der Direktor der Abteilung die Mahnung mit auf den Weg gegeben: »Gehen Sie zu Hermann Gräbe in San Francisco!«

Bei meinen Archivstudien stieß ich immer wieder auf diesen mitfühlenden, unbeugsamen deutschen Christen, der ungeheure Risiken auf sich nahm, als er sein Rettungsnetzwerk aufbaute und entwickelte, mit dem er das Leben von hunderten Juden und Bauern rettete. Um diese Großtat zu vollbringen, mußte er zu deren eigenem Schutz seine Familie aufgeben. Darüberhinaus verbrauchte er sein Privatvermögen und nahm für seine Aufgabe ernsthafte Gesundheitsprobleme in Kauf. Schließlich verlangte er – als sei das, was er vollbracht hatte, unzulänglich gewesen – Gerechtigkeit für die tausende, die er nicht retten konnte. Fritz (wie er lieber genannt werden wollte) Gräbes Zeugenaussage wurde vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal in Nürnberg verlesen. Die daraus erwachsende öffentliche Aufmerksamkeit führte dazu, daß Gräbe und seine Familie in Deutschland geächtet wurden. Später wurden seine Zeugenaussagen in mehr als einhundert Veröffentlichungen zitiert und in beinahe ein Dutzend Sprachen übersetzt.

Seit unserem ersten Zusammentreffen in seinem Büro in San Francisco war mir klar, daß Fritz Gräbe eine christliche Glaubenshaltung verkörperte, die sich auf biblische Gebote wie »Liebe deinen Nächsten« und »Tragt Sorge für die Hilfsbedürftigen mitten unter euch« gründeten. Hier stand ein Mann, der den vereinten Kräften der

kulturellen Tradition, des Nationalismus und der staatlichen Befehlsgewalt widerstand – einzig und allein zu dem Zweck, das Leben äußerst bedrohter Fremder zu retten. Fritz Gräbe bediente sich seiner Stellung als ziviler Angestellter aus dem Reich, als Ingenieur, um seine humanitären Aufgaben zu erfüllen.

Trotz dieser beeindruckenden Haltung lehnt Fritz Gräbe, wie die meisten anderen Retter, die Etikettierung als Held ab. Seine Handlungsweisen führt er auf einfache, häufig unzulängliche Gesten menschlichen Anstands zurück. Besuchern erzählt er, daß er unter den schlimmsten Umständen einfach nur das ihm Mögliche getan habe, um zu helfen: »Ich tat, was jedermann hätte tun können, hätte tun sollen.«

Die Auswirkungen seiner Leistungen – und natürlich auch des Handelns der übrigen Retter – hat Tadeusz Glass, der Leiter einer Gruppe von dreißig Juden, die Gräbe gerettet hatte, in einer ebenso einfachen wie tiefgründigen Würdigung ausgedrückt. Die Würdigung wurde auf ein goldenes Kästchen graviert, das der Retter überreicht bekam: »Gewidmet Herrn Ingenieur Hermann Fritz Gräbe, dessen Taten in der grausamsten aller geschichtlichen Epochen mir den Glauben an die Menschheit zurückgaben. Wiesbaden, den 1. Februar 1947.« Die Retter gaben den Opfern ihre Menschenwürde und Hoffnung in einer hoffnungslosen Zeit zurück. Heute bewahrt Hermann Gräbe – vielleicht als Mahnung – in dem Kästchen mit der Widmung auch eine Photographie auf. Die verschwommene Abbildung auf dem zerknickten Bild zeigt einen Juden, der von einem behelfsmäßigen Galgen herabhängt. Dieser einsame, ermordete Jude symbolisiert alles, wogegen sich Gräbe wandte.

Was brachte Fritz Gräbe dazu, den Anordnungen des Dritten Reiches zu opponieren und den Gehorsam zu verweigern? Was gab ihm die Fähigkeit, in einer durch zügellosen, mörderischen Rassismus geprägten Umgebung den antisemitischen Kräften entgegenzutreten, was ihn selbst zum Ziel von Spitzeln, Mißgünstigen und der gefürchteten Gestapo werden ließ? Warum fanden sich in den vom Christentum geprägten Zivilgesellschaften unterschiedlicher Länder nicht mehr Menschen mit dem Weitblick, der Entschlußkraft und der Hingabe eines Fritz Gräbe? Warum gefährdete er nach dem Abschluß seiner großartigen Rettungstätigkeit und dem Ende des Krieges seine Stellung in der deutschen Gesellschaft, als er dabei half, diejenigen seiner Landsleute vor Gericht zu bringen, die maßgeblich an den

grauenhaften Verbrechen beteiligt waren, die er mit eigenen Augen hatte ansehen müssen?

Obwohl seine Anstrengungen wagemutig und tapfer, gefährlich und kostspielig waren, ist eine komplexe psychologische Erklärung für sein Verhalten fehl am Platze. Man würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn man ihn als Abweichler darstellte, nur weil sein Handeln das einer Minderheit war. Fritz Gräbe hat die für seine Taten nötigen Fähigkeiten ebenso erlernt wie den Wert des Mitleids. Seine Handlungsmotive während der Nazi-Zeit können auf die Erziehung durch seine Mutter Louise Gräbe zurückgeführt werden. Sie erzog ihn zum selbständigen Denken und zur Anteilnahme am Schicksal der Benachteiligten und Opfer der Gesellschaft. Sie weckte sein Gerechtigkeitsgefühl, das es ihm erlaubte, mißgünstigen oder grausamen Autoritäten entgegenzutreten.

Seine Lebenserfahrung ging über die jeweiligen Grenzen des Politischen, Religiösen und Sozialen hinaus. Er bewahrte sich eine egalitäre Haltung gegenüber Menschen anderen Glaubens oder anderer ›Rasse‹. Die christliche Überlieferung der ›goldenen Regel‹ und das biblische Gleichnis vom ›barmherzigen Samariter‹ hatten sich ihm tief eingeprägt.

Alle seine Taten in der Nazi-Zeit wären jedoch unmöglich gewesen ohne die selbst- und bedingungslose Unterstützung seiner Frau Elisabeth Gräbe. Sie wußte nur wenig vom Schicksal der Juden und beinahe nichts von der selbstgewählten Aufgabe ihres Mannes. Sobald sie aber erfuhr, wieviele Menschenleben von seinem Hilfsversprechen abhingen, trat sie ihm zur Seite und drängte ihn sogar dazu, seinem Gelöbnis treu zu bleiben. Sie tat dies während eines Aufenthalts mit ihrem zehnjährigen Sohn in der Ukraine, hunderte Kilometer entfernt vom Schutz ihrer deutschen Heimat und nachdem ihr Mann schon jahrelang nicht mehr zuhause gewesen war.

Der vorliegende Bericht über das Leben Hermann ›Fritz‹ Gräbes basiert auf seinen eigenen Worten, den Berichten der zahlreichen Menschen, die er gerettet hat, und auf Archivmaterialien. Zweck dieses Buches ist es, der Öffentlichkeit einen Bericht über sein tapferes Verhalten zur Verfügung zu stellen; den schockierten Nach-Holocaust-Generationen das Verhalten eines Mannes vor Augen zu führen, der dem Bösen widerstand, der sich an die Seite der Unterdrückten stellte, der die Mahnung des Apostel Paulus lebte, »sich nicht dieser Welt gleichzumachen« (Römer 12,2). Schließlich möchte ich die Geschichte eines Mannes erzählen, der den Ehrentitel

eines »Gerechten unter den Völkern« trägt. Am 20. August 1965 erhielt Hermann Gräbe die höchsten Ehren, die der Staat Israel durch die Holocaust-Gedächtnisstätte Yad Vashem verleiht. Die Verleihung des Ehrentitels an ihn erfolgte, nachdem er auf dem Hazikaron, dem »Berg des Gedächtnisses« in Jerusalem, in der »Allee der Gerechten« einen Johannisbrotbaum gepflanzt hatte. Heute befindet sich vor dem Baum eine bescheidene schwarze Gedenktafel, die in Englisch und Hebräisch die schlichte Inschrift »Hermann F. Graebe, Germany« trägt. Bevor Fritz Gräbe die Ehrungen zuteil wurden, prüfte das Yad-Vashem-Komitee zur Anerkennung der Gerechten die Berichte von geretteten Juden, vertiefte sich in seine Zeugenaussagen vor dem Internationalen Militärgerichtshof und seine für das Komitee angefertigte, beeidete Erklärung. Schließlich wurde ihm eine Urkunde als Auszeichnung und, als höchste Würdigung, eine speziell gestaltete Ehrenmedaille der Yad-Vashem-Gedenkstätte und des israelischen Volkes überreicht. Sie trägt einen Spruch aus dem Mischna: »Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.«

Ich hoffe, daß die Leser dieses Berichts mit Fritz Gräbes Wertvorstellungen und seiner Lebensbejahung übereinstimmen. Auch wünsche ich mir, daß sein Verhalten für diejenigen zum Beispiel wird, die sich fragen, wie sie sich unter ähnlichen Umständen verhalten hätten. Sie haben jetzt das Vorbild eines Menschen vor Augen, der nicht weit von ihnen entfernt steht, kein Übermensch, sondern im Gegenteil jemand, in dem wir uns selbst erkennen können.

Für Fritz Gräbe war menschliches Leiden überflüssig. Er hat einen großen Teil seiner Lebenszeit damit zugebracht, den Mächten, die überflüssiges Leid zufügen, zu widerstehen. Sein Verhalten wurde über die Jahre hinweg konstant von einer Maxime geleitet, einer Maxime, die am besten von Dr. Martin Luther King Jr. in seiner letzten öffentlichen Ansprache anschaulich gemacht wurde:

»Deshalb war die erste Frage, die sich der Priester wie Levit stellen: ›Wenn ich anhalte, um diesem Mann zu helfen, was wird mit mir geschehen?‹ Aber dann kam der barmherzige Samariter vorbei und kehrte die Frage um: ›Wenn ich nicht anhalte, um diesem Mann zu helfen, was wird dann mit ihm geschehen?‹ Das ist die Frage, vor der wir stehen ...«¹

Genau vor diese Frage sah sich Fritz Gräbe gestellt, als er, nach sorgfältiger Vorbereitung, der Rettung von Juden, polnischen Landarbeitern und anderen Flüchtlingen Vorrang vor seiner eigenen Sicherheit einräumte. Dieses Buch ist das Testament eines Menschen,

der in der unmenschlichsten aller Epochen für Moral und Hilfsbereitschaft einstand. Und es ist ein Zeugnis dafür, daß die Mörder und gleichgültigen Zuschauer nicht das letzte Wort behalten müssen.

Douglas K. Huneke

I.

Kampf gegen die Juden

Für den Überfall auf die Sowjetunion stellte der Sicherheitsdienst (SD) der SS 1941 vier mobile sogenannte Einsatzgruppen zusammen. Diese Einheiten waren ungefähr dreitausend Mann stark. Ihr Auftrag bestand darin, sämtliche Juden, Kommunisten und ›Abweichler‹ hinzurichten. Die autonom agierenden Einsatzgruppen waren weder durch die normalen militärischen Regeln eingeschränkt, noch waren sie auf die üblichen militärischen Ziele verpflichtet. Meist folgten sie den deutschen Streitkräften in die besetzten Gebiete und töteten Juden oder brachten ›Unerwünschte‹ zur Strecke, die sich dem Militär entzogen hatten. In einigen Fällen gingen die Einsatzgruppen sogar der Armee mit einem blitzartigen Überfall voran, der die Bevölkerung überraschte und es den Einheiten der Einsatzgruppen erlaubte, die Juden zu töten, bevor sie flüchten oder sich verstecken konnten.

Die Einsatzgruppe C, die kleinste der vier Einsatzgruppen, bezog gegen Ende der ersten Augustwoche 1941 in der Nähe der ukrainischen Stadt Sdolbunow Stellung. Die ahnungslose Bevölkerung war auf eine ›Aktion‹ nicht vorbereitet; kaum jemand hatte überhaupt von solchen Geschehnissen gehört. Die Juden glaubten, daß sie umgesiedelt oder, im schlimmsten Fall, grob behandelt würden. Am 7. August bei Tagesanbruch drang die Einheit in die Stadt vor. Wie üblich, trieb sie ausschließlich die jüdischen Männer zusammen. Diese ›Aktion‹ dauerte den gesamten Tag; aber sie war gründlich und erfolgreich. Nachdem die Juden ausfindig gemacht worden waren, wurden sie geschlagen und anschließend gezwungen, sich in der Hitze der Spätsommersonne hinzuhocken und die Hände hinter den gebeugten Köpfen zu falten.

Zwischen vier und fünf Uhr nachmittags wurden zweihundertfünfzig Männer zu einem Massengrab hinter der Zementfabrik gebracht und erschossen. Die Einsatzgruppe C verließ Sdolbunow am darauffolgenden Morgen, um ihre Aufgabe, die Vernichtung der gesamten

jüdischen Bevölkerung dieses Gebietes, fortzusetzen. In einem Einsatzbericht an das Reichssicherheitshauptamt vom 12. Dezember 1941 behauptete die Einsatzgruppe, 55.000 Juden ausgelöscht zu haben. Die von weiteren mobilen Exekutionseinheiten durchgeführten ›Aktionen‹ forderten bis zu diesem Zeitpunkt weitere 245.000 jüdische Opfer.²

Während die Einsatzgruppen ihr Werk verrichteten, vollendete der Ingenieur Fritz Gräbe im August 1941 einen Auftrag an den Befestigungsanlagen des Westwalls bei Kronenburg in der Nähe der deutsch-belgischen Grenze. Zwischen 1938 und 1939 war der Westwall von den Deutschen in der Absicht errichtet und verstärkt worden, Angriffe der Franzosen oder Briten zurückzuschlagen. Diese Kette von Befestigungsanlagen sollte eine entscheidende Rolle bei der Verteidigung der westlichen Flanken des Reichsgebietes spielen, als die Wehrmacht in Polen eindrang. Gleichwohl blieb der Westwall Gegenstand großer Meinungsverschiedenheiten. Adolf Hitler sah in ihm sowohl eine undurchdringliche Verteidigungslinie als auch den Ausgangspunkt für eine zukünftige Offensive im Westen. Andere im Oberkommando der Wehrmacht erkannten, daß die Linie sogar unter optimalen Bedingungen nicht mehr als ein paar Wochen standhalten würde. Die fünf Armee-Divisionen in der Region hätten im Konfliktfall gegen die überlegenen französischen Streitkräfte nur wenig ausrichten können. Die Befehlshaber der Wehrmacht ahnten, daß die westlichen Befestigungsbauten bestenfalls dazu taugten, die Kooperation zwischen den Franzosen, den Briten und ihren Verbündeten zu hemmen.

Im Frühsommer 1939 hatten die Planungen für eine Invasion in Polen ihr letztes Stadium erreicht. Hitler war von seiner Vorstellung eines schnellen Angriffs im Osten und einer anschließenden Gegenoffensive im Westen nicht abzuhalten. Aus seiner Sicht sollte der Westwall als mächtiger Puffer zwischen Deutschland und dem Westen dienen, falls Frankreich und Großbritannien sich dazu entschließen sollten, ihren Beistandspakt mit Polen durch einen Vormarsch nach Deutschland einzuhalten. Im August befahl Hitler ein besonders umfangreiches Bauprogramm, um die Westwall-Linie zu verstärken. Die Stahl- und Waffenproduktion wurde kurzfristig auf diese Anstrengung hin ausgerichtet. Hitler, der einen schnellen Sieg in Polen prophezeite, erwartete, daß diese Verteidigungslinie gehalten wird, bis man in der Lage sein würde, Truppen rasch von der polnischen Front zur Westfront zu verlegen.

Fritz Gräbe war der Repräsentant von einem der zahlreichen deutschen Bauunternehmen, die sich vertraglich verpflichtet hatten, die Arbeiten zur Verstärkung der Verteidigungslinie schnellstmöglich durchzuführen. Seit Sommer 1939 hatten sich Gräbe und seine Kollegen damit abgemüht. Ende August 1939 waren die Arbeiten am Westwall zum größten Teil fertiggestellt, und es schien so, als ob die Linie einem Schlag der französischen und britischen Armeen standhalten würde. Der Beginn des Krieges am 1. September 1939, dem ein Attentatsversuch auf Hitler am 8. November in München folgte, und die unter die Leute gebrachte Behauptung, daß dieser Anschlag das Werk des britischen Geheimdienstes sei, verstärkten noch die Entschlossenheit der meisten Arbeiter.

Die Zeit zwischen 1939 und August 1941 verbrachte Fritz Gräbe auf seinem Ingenieursposten in Kronenburg vor allem mit der Bauausführung der in Berlin gefertigten Entwürfe, mit der Überwachung der Arbeiten und mit langen Reisen für seinen Arbeitgeber, die Solinger Baufirma Jung. Gräbe hatte sich schon zuvor durch seine Fähigkeit ausgezeichnet, Arbeitseinsätze zu koordinieren und selbst große Arbeitskolonnen anzuleiten. Seine Arbeitsleistungen und Fähigkeiten, die er beim Bau der wichtigen Befestigungslinie unter Beweis gestellt hatte, ermöglichten es ihm, sich der Generalmobilmachung zu entziehen.

Der August 1941 sollte für Gräbe ein schicksalhafter Monat werden. Ende Juli hatte Hermann Göring den Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Reinhard Heydrich, mit der »Endlösung der Judenfrage« beauftragt. Obwohl sie sich niemals von Angesicht zu Angesicht treffen sollten, waren Fritz Gräbe und Heydrich schon bald in eine Art Privatkrieg verwickelt; der eine sollte die Mittel des Massenmordes ersinnen, während der andere unermüdlich daran arbeiten würde, das Recht auf Leben zu schützen. Im August 1941 dachte Gräbe aber zunächst einmal über die Bedeutung eines Telegramms nach, das ihm eine wichtige Veränderung in seinem Leben ankündigte. Der junge Ingenieur las das Telegramm aus dem Hauptquartier der Organisation Todt in Berlin wieder und wieder, während er im kühlen Schatten eines Baumes in Kronenburg stand. Das Telegramm ordnete an, daß er sich in der Ukraine zu melden habe, zunächst in Lwow (Lemberg) und anschließend in einer weiter östlich gelegenen Stadt, wo er als Geschäftsführer eines Eisenbahnbauprojektes für die Reichsbahn tätig werden sollte.

Für Gräbe war die Ukraine ein fernes, völlig unbekanntes Land. Die Aufgabe, die er erfüllen sollte, war wichtig, aber auch in gefährlicher Nähe zum Kriegsgeschehen. Für ihn bedeutete es, noch länger als bisher schon von seiner Familie getrennt zu sein. Dennoch würde ihm die dortige Aufgabe eine großartige Gelegenheit bieten, persönlich voranzukommen und seine Fähigkeiten zu entwickeln. Gräbe packte für seine Reise und plante einen kurzen Aufenthalt in Solingen-Gräfrath, seinem Heimatort, um seine Familie zu besuchen und zehn weitere Arbeitskräfte für die Eröffnungsphase des Bauprojekts einzustellen. Seine Frau Elisabeth war es gewohnt, daß ihr Ehemann oft dienstlich unterwegs war. Insgeheim hoffte sie jedoch, daß er die Aufgabe in der Ukraine nicht annehmen würde. Angst um die Sicherheit ihres Mannes verband sich dabei mit Bedenken wegen der großen Entfernung, die sie und insbesondere ihren neun Jahre alten Sohn Friedel von ihm trennen sollte. Die von Vater und Sohn gemeinsam verbrachte Zeit war ohnehin zu knapp bemessen. Fritz hatte jedoch seine Entscheidung getroffen. Er verließ Gräfrath planmäßig in Richtung Ukraine.

Zu diesem Zeitpunkt des Krieges war das Ausmaß der Grausamkeiten, die jüdische Menschen zu erleiden hatten, nur wenigen bekannt. Die Verordnung vom 29. November 1939, mit der Juden eine Kennzeichnung zu tragen gezwungen wurden, galt zunächst nur für das deutsch besetzte Polen und wurde erst später auf andere besetzte Gebiete und Deutschland ausgedehnt. Die Nachrichten von der Ostfront verbreiteten sich nur langsam, und die Vernichtungsplanungen der Reichsstellen waren geheim. 1941 schwärmten die Einsatzgruppen in die besetzten Gebiete im Osten aus; in den letzten drei Monaten des Jahres 1941 wurden Lager wie Theresienstadt und Chelmno (Kulmhof) errichtet und in der Umgebung Odessas an der Schwarzmeerküste beinahe zwanzigtausend Juden massakriert.

Während Fritz Gräbe sich auf seinen neuen Auftrag vorbereitete, setzte die Einsatzgruppe C an, gegen die Juden derselben kleinen ukrainischen Stadt vorzugehen, in die ihn seine Tätigkeit führen sollte. Eine Stadt, die Gräbe vollkommen unbekannt war, aber deren Name sich ihm schon bald unauslöschlich in sein Gedächtnis einprägen würde: Sdolbunow.

II. Terror auf den Straßen

Für das Verständnis der Person Gräbes ist es entscheidend, einige der Beweggründe kennenzulernen, die ihn schließlich zu einem Retter von Juden und Angehörigen der polnischen Minderheit machten.

Im Herbst 1941 war Fritz einundvierzig Jahre alt, er war Ehemann und Vater, dazu ein erfolgreicher Bauingenieur. Obwohl insgesamt eher von schmaler Gestalt, befand sich der Brillenträger Gräbe in guter körperlicher Verfassung. Sein geschäftsmäßiges Auftreten wurde von einem leichten Lächeln, das seinem gewöhnlich strengen Gesicht wärmere Züge verlieh, gemildert. Er war Deutscher, sein Heranwachsen, seine Ausbildung und seine Lebenserfahrung waren in wesentlichen Zügen denen einer ganzen Generation Deutscher ähnlich, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg geboren wurden. Fritz Gräbe besaß Verantwortungsgefühl für andere Menschen. Seine Gefühle und Handlungen entsprangen tiefen Wurzeln, die sich bereits früh in seiner Kindheit entwickelt hatten. Aber diese Wurzeln blieben verborgen, bis Gräbe sich als Mann in Amt und Würden mit den Grausamkeiten der Nazis in der Ukraine konfrontiert sah.

Hermann Friedrich Gräbe wurde am 19. Juni 1900 in Gräfrath, einer bei Solingen gelegenen kleinen Gemeinde im Rheinland, geboren. Er war der ältere von zwei Jungen, sein Bruder Erich wurde 1902 geboren. Sein Vater, Friedrich Gräbe, war Weber. Er arbeitete viel und widmete den Großteil seiner Freizeit dem Dienst bei der örtlichen Freiwilligen Feuerwehr. Seine Mutter, Louise Gräbe geborene Kinkel, arbeitete als Hausangestellte, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Aber der größte Teil ihrer Kraft war den Kindern vorbehalten. Für Fritz erwies sich ihr Vorbild als Haupteinfluß seines späteren Lebens.

Louise Gräbe war eine tiefreligiöse Frau mit starken Überzeugungen, was Recht und Unrecht anbelangt. Ihr Glaube und ihre eindeutigen moralischen Wertvorstellungen waren in jener Zeit keinesfalls ungewöhnlich, dennoch war sie für ihre mitmenschliche Herzlichkeit

bekannt. Für sie waren alle Menschen Kinder Gottes, die Türen ihres Hauses waren im wahrsten Sinne des Wortes für alle offen. Die Gräbes waren Protestanten, die sich in Gräfrath mit den Katholiken die Waage hielten, und Frau Gräbe war ein treues Mitglied ihrer evangelisch-unierten, lutherisch geprägten Kirchengemeinde. Sie zählte einige Juden der Gemeinde zu ihren persönlichen Freunden und gewährte darüber hinaus der örtlichen katholischen Kirche regelmäßige Hilfe für wohltätige Zwecke. Menschen aus nahezu jedem Lebensbereich Gräfraths stießen an Louise Gräbes Tür immer auf ein herzliches Willkommen. Als Beispiel dafür, wie stark ihre Liebe und Kameradschaft die Stadt berührt hatten, erwies sich ihre Beerdigung 1938. Fritz Gräbe erinnert sich:

Es gab dort für sie außerordentlich viele Blumen. An diesem Ort hatte es nie zuvor solch eine große Beerdigungsprozession gegeben. Der Trauerzug war so ungewöhnlich lang, nahezu einen Kilometer, daß die ersten Leute schon am Friedhof anlangten, als die letzten gerade erst das Haus verließen ... Es war ungeheuer bewegend zu beobachten, daß so viele Menschen gekommen waren, meiner Mutter die letzte Ehre zu bezeugen.

Fritz wuchs in einer Welt auf, die Recht und Unrecht scharf trennte. Dieser Gerechtigkeitsinn wurde jedoch auch durch ein ebenso starkes Gefühl für Nächstenliebe gemäßigt und die Bereitwilligkeit, die Position eines anderen zu verstehen und anzuerkennen. Louise Gräbe hatte diese beiden Wertvorstellungen durch ihr eigenes Beispiel allmählich zu erwecken vermocht. Charakteristisch ist hier eine Geschichte mit Fritz' jüngerem Bruder Erich, der mit einer Körperbehinderung zur Welt kam, die sich zu einer entstellenden Wirbelsäulenmißbildung entwickelte. Ärzte hatten ursprünglich angenommen, daß er niemals würde laufen können. Seine Mutter jedoch bestand darauf, ihn als so normal wie irgend möglich zu behandeln und erwartete von ihm dieselben Dinge, die sie von Fritz erwartete. Erich war schließlich sogar in der Lage, eine Schule zu besuchen. Seine Klassenkameraden jedoch hatten kein Gefühl dafür, mit welchen Schwierigkeiten diese großartige Leistung für ihn verbunden war. Eines Nachmittags stießen Fritz und seine Mutter auf eine Gruppe Jungen, die Erich wegen seiner Behinderung verspotteten.

Frau Gräbe ließ ein Donnerwetter über die Jungen niedergehen. Dann hielt sie inne, blickte jedem einzeln in die Augen und fragte, wie sie sich wohl fühlen würden, wenn andere mit ihnen Schabernack

trieben wegen etwas, für das sie nichts könnten. Ihre Art hatte Erfolg. Die Hänseleien hörten auf und Erich wurde allmählich von den anderen Kindern akzeptiert. Nur für sich genommen war Frau Gräbes Lektion nicht besonders bemerkenswert. Viele Mütter haben einmal ähnlich gehandelt. Für Fritz Gräbe jedoch ergaben sich buchstäblich Lebenseinschnitte, wenn die Mutter seine Aufmerksamkeit auf eine schwierige oder verwickelte Situation lenkte und ihn liebevoll fragte: »... und du, Fritz, was würdest du machen?« Oft forderte sie ihn auf, sich selbst in die Lage eines anderen zu versetzen:

Ich selbst versetzte mich immer in die Lage der kleinen Leute. ... Als meine Tante Anna ihren Ehemann tötete, wurde sie von der Familie beharrlich gemieden, von allen, mit Ausnahme meiner Mutter, ihrer Schwester. Während andere sie übergingen und sich weigerten, sie im Gefängnis zu besuchen, strengte sich meine Mutter ganz besonders an, um ihrer Schwester beizustehen. Von ihrer eigenen Mutter wurde sie dafür kritisiert, aber später sollte meine Mutter zu mir sagen: Fritz, was hättest du an meiner Stelle getan? Ich hätte meine Tante selbstverständlich unterstützt.

Eine wichtige Rolle im Haushalt der Gräbes spielten harte Arbeit und Gewissenhaftigkeit. Fritz' Familie war arm, aber angesehen, und er nahm schon frühzeitig zur Kenntnis, daß es allein von ihm selbst abhängen würde, seine Fähigkeiten auszuschöpfen. Wie gewissenhaft er dieser Überzeugung folgte, läßt seine Reaktion auf ein schwieriges Problem erkennen, das ihm in den späten Jugendjahren begegnete. Fritz besuchte eine technische Lehranstalt in einer nahegelegenen Stadt, als er plötzlich ein entnervendes Stottern entwickelte. Beinahe über Nacht zog sich der einstmals beliebte Fritz aus seiner normalen Umgebung zurück, und bald darauf begannen seine schulischen Leistungen zu leiden.

Fritz hatte – Psychologie war noch nicht in Mode gekommen – im Grunde genommen niemanden, der ihm bei seinem Problem Beistand leisten konnte. Wie er letztlich das Stottern überwand, verrät manches über die Haltungen, die er während des Heranwachsens in seiner Familie erlernt hatte. Und es ist zudem hilfreich, um den gezielt eingesetzten Kraftaufwand zu erklären, der bei seinen späteren Bemühungen in der Ukraine eine entscheidende Rolle spielen sollte. Auf den Punkt gebracht: Fritz Gräbe beschloß, daß das Stottern aufhören muß. Er kaufte sich ein Selbsthilfebuch und übte fast vier Jahre lang täglich vor einem Spiegel in der Zurückgezogenheit seines Zimmers lautes Vorlesen, bis er ohne eine Spur von Unsicherheit wie-

der sprechen gelernt hatte. In diesen Jahren ging er zwar weiter zur Schule. Aber um es bis zum Diplomingenieur zu bringen, mußte er sich noch vieles im Selbststudium beibringen. Es gelang ihm, die staatlichen Zulassungsprüfungen erfolgreich zu absolvieren, kaum daß er das Stottern überwunden hatte. Sein Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und sein Vermögen, schwierige Aufgaben mit Ausdauer zu bewältigen, sollten ihm viel später von großem Nutzen sein.

Eine Leidenschaft, der Fritz Gräbe zeitlebens treu blieb, war das Theater, insbesondere die Operette. Er bewunderte die Fähigkeit der Schauspieler, sich in ihre Rollen zu finden, mal willensstark, mal gerissen oder bescheiden zu erscheinen. Nach der Überwindung seiner Sprachprobleme nahm Gräbe wieder Kontakt zu seinen früheren Freunden auf. Am liebsten trafen sie sich in der Nachbarstadt Elberfeld, wo regelmäßig ein Operettenensemble auftrat. Eines Abends wurde Fritz bei einer Vorstellung dieser Truppe auf eine attraktive junge Frau aufmerksam. Aber er war zu schüchtern, um sich der Gruppe junger Frauen, mit der sie zusammensaß, zu nähern. Glücklicherweise war einer seiner Freunde mutiger, ging zu den Frauen hinüber und lud sie ein, sich zu Gräbe und seinen Freunden zu gesellen. Es sollte der Anfang einer sehr förmlichen, zwei Jahre dauernden Werbung von Fritz um Elisabeth Stader sein, die junge Frau, auf die er ein Auge geworfen hatte. Die Romanze entwickelte sich auch deshalb so behutsam, weil Studium und Arbeit den meisten Teil seiner Zeit in Anspruch nahmen.

1923 befand sich Fritz im letzten Ausbildungsjahr. Nebenbei arbeitete er in einer Gräfrather Stahlwarenfabrik, wo er mit der Instandhaltung des Maschinenparks betraut war. Eines Nachts, während er den beschädigten Transmissionsriemen an einer der Maschinen reparierte, zerriß der Riemen plötzlich und schleuderte ihn zu Boden, so daß er sich den Kopf aufschlug. Als man ihn in das Solinger Krankenhaus brachte, waren die Ärzte nicht sehr optimistisch für die Heilungsaussichten, weil er aus den Ohren blutete und über Doppelsichtigkeit klagte. Ein Freund stellte rasch Verbindung zu Elisabeth her. Sie traf ein, kurz nachdem der behandelnde Arzt Gräbe davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß seine Sehfähigkeit irreparabel geschädigt sei. Eine Krankenschwester informierte Elisabeth vertraulich, Gräbe werde »es nicht schaffen«. Elisabeth jedoch ahnte, was er zur Heilung benötigte. Nachdem sie ihn einige wenige Augenblicke hatte besuchen können, kündigte sie an, daß sie ihn heiraten werde, sobald er wieder genesen sei.

Der Kopfschmerz ließ allmählich nach, und Fritz begann sich so weit zu erholen, daß er nach Hause entlassen werden konnte. Das Hauptproblem blieb jedoch die Doppelsichtigkeit, was bedeutete, daß er nicht an seinen Arbeitsplatz zurückkehren konnte und im Studium wieder Probleme haben würde. Fritz konzentrierte sich ganz auf den Abschluß seiner Ausbildung. Elisabeth, die zu ihrem Wort stand, traf Vorbereitungen für die Hochzeit.

Die Hochzeit fand am 24. Juli 1924 in der Gemeindekirche von Ketzberg statt, ganz in der Nähe Gräfraths. Aber es hatte Schwierigkeiten gegeben. Fritz hatte das Gefühl, daß sich sein Gräfrather Gemeindepfarrer bei einem früheren Ereignis unmoralisch verhalten hatte, weshalb der prinzipienfeste junge Mann sich von diesem Seelsorger nicht trauen lassen wollte. Elisabeth stimmte seiner Entscheidung zu, und gemeinsam fanden sie schließlich einen anderen Geistlichen. Dies verdeutlicht die starke Verpflichtung auf ein System moralischer Werte, die beide, Elisabeth und Fritz, gemeinsam teilten.

Nach der Hochzeit lebte das Ehepaar weiterhin in Gräfrath. Fritz arbeitete am Abschluß seines Studiums, Elisabeth fand in einer Fabrik in der Nachbarstadt Haan eine Beschäftigung als Weberin. Als seine Augen wieder gesund waren, schloß Fritz – wann genau, ist nicht mehr festzustellen – sein Studium ab und arbeitete fortan als Ingenieur. In Deutschland war diese Zeit alles andere als günstig. Der Versailler Vertrag war nach dem Ersten Weltkrieg eine schwere Bürde für die Wirtschaft und die Stimmung im Volk. Elisabeth arbeitete bis November 1931. Mitten in der Wirtschaftskrise nahm sie Urlaub und brachte ihren Sohn zur Welt.

1931 traf Gräbe eine Entscheidung, die er schon bald bedauern sollte. Gegen den energischen Widerstand seiner Frau und wider sein eigenes besseres Wissen trat er der immer populärer werdenden NSDAP bei. Für ihn war die Mitgliedschaft eine zwang- und bedeutungslose Verbindung, die er auf Drängen eines Geschäftspartners einging, der ihn überzeugt hatte, daß die Mitgliedschaft gut für seine Zukunft sei. Fritz lehnte Hitler und die von ihm vertretene Rassenpolitik ab, aber sein Partner bestärkte ihn, über den protzigen Stil der Parteiführung und deren naive Politik hinwegzusehen. Der Geschäftsmann war sich sicher, daß solche Kinderkrankheiten verschwinden würden, sobald die Partei an die Macht gelangt sei und ihre Arbeit im besten Interesse aller Deutscher beginnen könne. Fritz erinnert sich, was ihn damals antrieb:

Hitler sagte, daß er Deutschland wieder aufbauen würde. Ich war im Baugewerbe, also könnte das für mich vorteilhaft sein. Eine bessere Wirtschaftslage bedeutete mehr Arbeit für mich und dazu in meinem ureigenen Fachgebiet. Ist es nicht genau das gewesen, was jeder in Deutschland glaubte? Ich nehme an, daß wir alle das Bedürfnis hatten, es zu glauben – ich war da keine Ausnahme.

Mitte 1933 war Deutschland ein vor politischer Aktivität schäumender Kessel. Reichskanzler Adolf Hitler reiste auf seinem Werbefeldzug von Stadt zu Stadt. Jeden Abend ergossen sich aus Vortragssälen und Stadien gewaltige Ströme von Nazi-Anhängern, auf vollgestopften Straßen wanden sich Marschkolonnen singender Menschen, beleuchtet vom gespenstischen Lichtschein brennender Fackeln. Solche eindrucksvollen Kulissen, so erschreckend und zugleich überwältigend, prägten die meisten dieser rituellen Großveranstaltungen.

Schon Anfang 1932 begannen sich bei Gräbe jedoch Zweifel zu regen. Männer in braunen Hemden marschierten in kleinen Gruppen umher und sammelten häufig Hilfgelder für die Sache der nationalsozialistischen Bewegung. Plakate wurden wirklich an jeder Wand und jedem Zaun angebracht und gaben kund, daß der Nationalsozialismus dem Willen des Volkes, dem Schicksal der Nation entspreche. Öffentliche Aufmärsche vermittelten den Eindruck einer großen Unterstützung für ein erneuertes und kraftvolles Deutschland, aber die Straßen vermittelten ein gänzlich anderes Bild. Regelmäßig brachen Kämpfe zwischen Anhängern der Nazi-Partei und ihren Widersachern aus. Die Zusammenstöße häuften sich und wurden immer gewalttätiger, was deutlich machte, daß es sich um weit mehr als jugendliches Ungestüm handelte. Deutschland war gespalten und vor allem die Nazis zeigten sich dabei von der häßlichsten Seite. Gräbe verlor seinen ohnehin eher diffusen Enthusiasmus für Hitler und dessen Programm. Fritz und Elisabeth wurden hilflose Beobachter der sich verschlimmernden politischen Lage. Sie verbanden mit Hitler oder dem Nationalsozialismus nicht länger ein Wiederaufleben von Stolz und Größe. Daher hielten sie sich abseits und gaben ihrer Kritik in beißenden Witzen Ausdruck, die sie mit wenigen, verlässlichen Bekannten austauschten. Aber gelegentlich war es unmöglich, gleichgültig zu bleiben. Fritz erinnert sich:

Eines Tages hatte ich die ganze Propaganda, den ganzen Druck, doch der Partei beizutreten, besonders satt. Ein junger Mann zog durch die Nachbarschaft und steckte so sechs bis zehn Flugblätter in

jeden Briefkasten. Der Handzettel zeigte das Bild Adolf Hitlers und enthielt einen patriotischen Aufruf. Mit Marschkolonnen und Kapellen waren sie ständig irgendwo auf den Straßen. Es war einfach zuviel. Ich zog die Flugblätter aus dem Kasten und warf sie auf die Straße hinaus. Mein Nachbar, der mich dabei sah, ermahnte mich. Ich glaubte nicht, daß ich etwas Schlechtes getan hatte. Ein Flugblatt las ich und warf es gleich fort. Es war schlicht Müll. Auch bezweifelte ich, daß mich mein Nachbar anschwärzen würde, so war die Stimmung noch nicht – noch nicht.

Erst als ihr kleiner Sohn krank wurde und 1933 dringend behandelt werden mußte, begannen die Gräbes wahrzunehmen, wie gefährlich die Veränderungen um sie herum bereits waren. Als Elisabeth ihr Haus in Gräfrath verließ, um das Kind zu ihrem Hausarzt, Dr. Walter Markus, zu bringen, lief sie an Schildern vorbei, die zum Boykott gegen jüdische Unternehmen, Rechtsanwälte und Ärzte aufriefen. Zwischen den Schildern und ihrem privaten Interesse vermochte sie in diesem Augenblick noch keine Verbindung herzustellen.

Aber als sie an dem Bürogebäude ankam, in dem sich auch Dr. Marcus' Arztpraxis befand, stellte sich ihr ein untersetzter SA-Mann energisch in den Weg und fuhr sie an: »Gegen Juden findet ein Boykott statt. Dort dürfen Sie jetzt nicht hineingehen.«

Sie umklammerte ihren fiebernden Sohn fester und versuchte, sich an der Wache vorbeizudrücken, die ihr aber weiterhin den Weg versperrte und verkündete: »Arier gehen zu arischen Ärzten.«

Sie protestierte, aber der Posten blieb hartnäckig. »Wie können Sie Ihren Jungen nur von einem Juden anfassen lassen? Er ist ein so gut aussehender deutscher Junge.«

Das war für Elisabeth zuviel. »Wenn Sie mich auch nur anrühren, werde ich vor aller Welt erzählen, welche Art von Arier Sie sind«, fuhr sie ihn an, drängte sich an dem Posten vorbei und betrat das Gebäude. Trotzdem sollte es ihr letzter Besuch bei Dr. Marcus gewesen sein. Alles war in Veränderung begriffen.

Adolf Hitlers berühmte ›Friedensrede‹ vom 17. Mai 1933 vermittelte den Führern der Welt angesichts eines wiederauflebenden deutschen Nationalismus ein falsches Sicherheitsgefühl. Diese Phase scheinbarer Zugeständnisse war nur kurzlebig und endete abrupt am 14. Oktober 1933, als Adolf Hitler verkündete, daß sich Deutschland sowohl aus der Abrüstungskonferenz des Völkerbunds als auch aus dem Völkerbund selbst zurückziehe.

Schlauerweise kündigte Hitler ein Plebiszit über seine Völkerbunds-Entscheidung an, das im wesentlichen ein Vertrauensvotum für seine Politik bringen sollte. Das Datum der Volksabstimmung, die als Ersatz für eine demokratische Wahl herhalten mußte, wurde auf den 12. November 1933 festgesetzt, das heißt genau fünfzehn Jahre und einen Tag nach der Unterzeichnung des schicksalhaften Waffenstillstandsvertrags, der den Ersten Weltkrieg beendete. Für die allermeisten Deutschen war das ein schändliches Datum, das Niederlage und Entehrung zugleich symbolisierte. Zwei Wochen vor dem November-Plebiszit verknüpfte Hitler bei einer großen Kundgebung die Erinnerung an vergangene Niederlagen mit dem Aufruf zur nationalen Erhebung:

Sorgt dafür, daß dieser Tag [der 12. November 1933] als Tag der Befreiung in die Geschichte unseres Volkes eingehen wird, daß man sagen wird: An einem 11. November verlor das deutsche Volk seine Ehre, aber dann kam fünfzehn Jahre später ein 12. November, an dem das deutsche Volk seine Ehre selber wiederherstellte.

Hitlers Abstimmungsstrategie war derart scharfsinnig eingefädelt, daß er in der Lage war, mehr als neunzig Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich zu vereinen. Das Plebiszit war bei oberflächlicher Betrachtung ein deutliches Vertrauensvotum für Hitler und die von ihm geführte Reichsregierung. Die Entscheidung, die Abrüstungskonferenz zu verlassen und aus dem Völkerbund auszutreten, ebenso wie die Wahlen zum Reichstag auf einer Einheitsliste der Nazi-Partei festigten insgesamt Hitlers Machtstellung. Der Außenwelt mußte es wie ein friedlicher, wenn auch zuweilen etwas beunruhigender Übergangsprozeß erscheinen: eine legale Machtübertragung durch das Votum der Bevölkerungsmehrheit. Ein Augenzeuge des Plebiszits von 1933 machte darauf aufmerksam, daß es sich um eine »Revolution von Amateuren und Zuhältern« gehandelt habe, völlig unbarmherzig, gleichwohl rechtmäßig, aber eben keineswegs notwendigerweise dem freien Willen des deutschen Volkes entsprechend.

In Gräfrath fand die Nazi-Bewegung keine besonders förderlichen Bedingungen vor. Wie in den meisten Kleinstädten lebte man auch hier eher ruhig und bescheiden. Jeder kannte den anderen; es war ein Ort, wo die Leute Klatsch austauschten, familiäre Belange besprachen oder ihren Befürchtungen über die Veränderungen Ausdruck verliehen, die in ihrer Stadt allmählich offenkundig wurden. Jedoch war es in den eng verknüpften Lebensgemeinschaften für die Menschen äußerst schwierig, in der Öffentlichkeit gegen die Nazi-Regierung

Position zu beziehen. Diese Überschaubarkeit machte es aber auch unmöglich, die Zeichen der schleichenden Nazifizierung Deutschlands zu übersehen.

Seit dem 30. Januar 1933, als Hitler Reichskanzler geworden war, kam es immer öfter zu Aufmärschen, langweiligen Ansprachen und hitzigen Wortwechseln in den örtlichen Kneipen. In der Nachbarstadt Köln, in der Konrad Adenauer und seine katholische Zentrumspartei sechzehn Jahre lang die Macht in den Händen gehalten hatten, waren die Nazis sehr rasch aus der Position einer kleinen Minderheit in die Kontrollposition des Stadtrates gelangt. Mit großer Geschwindigkeit wurden Straßennamen geändert, um einerseits dem Machtwechsel sichtbar Ausdruck zu verleihen und andererseits die lokalen Parteigetreuen und die hochrangigen Mitglieder der Reichsregierung zu ehren. Noch kurz vor den März-Wahlen 1933 waren bewaffnete Nazi-Wachposten in der Nähe öffentlicher Gebäude keineswegs ungewöhnlich. In Köln wurde nach den März-Wahlen auch auf dem Kölner Rathaus, an Bahnhöfen und Bezirksämtern die Hakenkreuzfahne gehißt.

Weil Gräfrath so klein und geschlossen war, gab es hier zunächst weniger Hausdurchsuchungen, Schlägereien, Straßenkämpfe und Tumulte als im Solinger Zentrum. Trotzdem konnten die Menschen dort, ebensowenig wie im übrigen Deutschland, nicht wirklich der Anziehungskraft von Hitler und seiner Gefolgschaft widerstehen. Die Braunhemden mögen eine so romantische wie undisziplinierte Heerschar gewesen sein, aber es war schon beeindruckend, wenn sie marschierten und sangen, wenn die kampferprobten Veteranen und die neuen Visionäre, jung und alt zusammenkamen. Ihre alles beherrschende Gegenwart kam einer Warnung gleich, einer Vorschau auf die Schwierigkeiten, die jeden, der Widerstand leistete, heimsuchen konnten. Der Pomp, die Masse, die Mystik, die Zurschaustellung des Machtanspruchs zunächst an einem Ort und dann sogleich am nächsten, all das verängstigte und verunsicherte die Menschen – sogar in so kleinen, verträumten Städten wie Gräfrath. Widerstand wurde unverzüglich niedergeschlagen und nicht einfach nur ignoriert. Die Nazi-Kultur prägte nun die Verwaltung ebenso wie den allgemeinen Lebensstil und stand sehr rasch auch für diejenigen auf der Tagesordnung, die nicht für Adolf Hitler gestimmt hatten. Es war eine Zeit, in der die Anpassung an das herrschende System und die von ihm geprägte Lebensart Vorrang vor allem anderen beanspruchte. Treue gegenüber der Bewegung, ganz gleich wie stark oder schwach

das Bekenntnis im einzelnen ausgeprägt war, erlangte Vorrang vor Freundschaften, Vereins- und sogar Familienbindungen.